

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 55 (1951-1952)
Heft: 17

Artikel: Was ein Gedicht vermag
Autor: Wiss-Stäheli, Josef
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-669054>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

antworten konnte. Nach einer Weile kam sie mit dem Kaffee, stellte die Tassen auf den Tisch und schenkte ein. Dabei sagte sie mit gesenktem Blick, während eine flüchtige Röte über ihr Gesicht huschte? »Durch meine Verwundung bin ich noch etwas behindert, doch die Aerzte behaupten, es würde sich mit der Zeit verlieren.«

«Verwundung?» fragte Fontaine erstaunt. «Sie sind verwundet — im Krieg?»

Denise nickte, zupfte die Decke zurecht und reichte ihm die Zuckerdose. Dann ging sie wieder hinaus und vom Flur her, während sie mit dem Geschirr klapperte, sagte sie: «Ja, ich bin verwundet worden. Bei einem Tiefangriff feindlicher Jagdflugzeuge.»

«Hier in der Stadt?»

«Nicht in der Stadt natürlich — auf dem Flugplatz von Etampes.»

Sie schien mit dem Zusammenräumen der Pfannen fertig geworden, die Küchengeräusche verstummten, und als sie wieder zu sprechen begann, erklang ihre Stimme dicht hinter dem Vorhang, der Wohnraum und Küche trennte. Unsicher, ein wenig zögernd sagte sie: «Ich war beim Hilfsdienst und dem Geschwader zugeteilt, in dem mein Bruder diente.» — Darauf erschien sie auf der Schwelle, strich hastig ihr Kleid glatt und nahm wieder Platz. Fontaine schaute vor sich hin. Er wagte nicht sie anzusehen. Nachdem aber eine Zeit in Stillschweigen vergangen war, hob er den Kopf und erklärte entschlossen: «Ich bin nie bei den Fliegern gewesen.»

«Ja, das wusste ich von Anfang an», erwiderte sie ruhig. «Ich kannte die Besatzung des Bombers — jeden Mann persönlich.»

Fontaine war verwirrt, dann wurde er zornig. «Sie haben mir also eine Komödie vorgespielt», stieß er hervor.

«Ach», sagte sie, «es war doch keine Komödie. Sie haben doch meinetwegen gelogen ...»

«Ihretwegen?»

«Es ist Ihnen nichts anderes eingefallen. — Die Beschreibung seines letzten Kampfes werden Sie irgendwo gelesen haben. Ein Freund hat sie veröffentlicht.» Er nickte, und sie wiederholte eifrig: «Sie haben also meinetwegen gelogen. Darauf kommt es an.» Ihr Gesicht straffte sich, in ihren Augen flackerte es auf und verlösch. Fontaine fühlte sich verwirrt. Sie tranken den Kaffee schweigend; Denise schien neu gestärkt, voll Energie und Kraft, als hätte sie lästige Hüllen abgeworfen.

«Körperliche Behinderung ist etwas Schreckliches», sagte sie, «besonders für eine Frau. Für

mich war es bisher eine Tragödie. Diese bedauernden Blicke, die einen überall verfolgten, die einen abschätzten wie eine Ware, die ihren Marktwert verloren hat. — Man ist anders, man steht ausserhalb der Gemeinschaft — oft ist es unerträglich. Und man ist ganz wehrlos. Die Gemeinschaft der Gleichen ist mächtig, grausam und gefühllos — keiner hat Aussicht, sich gegen ihre Gedankenlosigkeit zu behaupten.»

Nach kurzem Zaudern setzte sie hinzu: «Ich war seither immer allein — bis vorhin. In Ihren Augen stand etwas, auf das ich nicht mehr gehofft hatte nach all den Jahren —» Sie brach wie erschrocken ab, griff nach der Tasse und hob sie an die Lippen. Eine Haarsträhne fiel ihr dabei in die Stirn.

Fontaine blickte hastig fort, starrte auf das unverhüllte Fenster, hinter dem die Nacht niedersank, und lauschte auf den unendlich zarten, einsam schwingenden Ton, in dem sie «bis vorhin» gesagt hatte. Der Ton schwebte noch im Raum, die Wände liessen ihn nicht entfliehen.

«Und ich konnte nicht fortgehen und wusste nicht warum —» Er nickte behutsam. «Obwohl Sie nicht gerade freundlich waren.» — In der Dämmerung erkannte er nur noch ganz schwach die Umrisse ihres hellen Gesichts. Sie schien zu lächeln. «Ich werde freundlicher sein — das nächste Mal», sagte sie gelassen. «Wenn Sie überhaupt wiederkommen wollen.» Sie hob die Stimme zu einer halben Frage und stand auf. «Man muss wohl Licht machen —»

«Nein, kein Licht.» Er schnellte hastig hoch. «Ich will jetzt gehen. Aber ich komme gerne wieder.» Er streckte unsicher die Hand aus und die andere Hand kam ihm entgegen, lag in der seinen, voll Ruhe, Vertrauen und Zuversicht. Es war neu für ihn und köstlich, diese beredte Hand zu halten. «Ja, ich komme wieder», wiederholte er.

Was ein Gedicht vermag

Man glaube ja nicht, dass junge Frauen, wenn sie beim Kaffee sitzen, nur von der neuesten Mode, von Parfüm, Lippenstiften und Kinos zu sprechen wüssten. Es geschah wirklich, dass sich drei jung-verheiratete Freundinnen über Literatur unterhielten, als sie zusammen geniesserisch einen duftenden Mokka tranken. Rosa sprach begeistert von dem neuen Roman «Von der Sonne gebräunt» und fand, darin seien die Regungen der Seele eines

Liebespaares tiefgründig offenbart. Marta wusste von einem andern Roman zu berichten, den sie sozusagen in einer Nacht «verschlungen» habe, so sehr hätte sie die Schilderung der Abenteuer eines vom Schicksal schwer verfolgten Mädchens gefesselt. — Mathilde hörte schweigend und versonnen vor sich hin lächelnd zu. Das fiel Rosa auf und darum fragte sie: «Mathilde, du scheinst keine Romane zu lesen, dass du nichts zu sagen weisst?» Mathilde lächelte immer noch und dann sagte sie leise: «Ich lese nur Gedichte!»

«Gedichte? Allerdings, ein schönes Gedicht vermag auch das Herz zu beglücken», gaben die beiden Freundinnen zu.

«Es vermag noch viel mehr», versetzte Mathilde mit einem sonnigen Schimmer im Antlitz.

«Bitte! Bitte! Erzähle!»

Mathilde zögerte, dann hub sie an. «Meine Backfischjahre nahten ihrem Ende, trotzdem las ich immer noch jedes Gedicht, das in unserem Wochenblättchen erschien. Namentlich hatten es mir die liebreizvollen Gedichte eines bestimmten Dichters, nennen wir ihn «Werner», angetan. Gerne hätte ich mich mit diesem Autor in Verbindung gesetzt, weil seine poesievollen Gedanken in mir gleichartige Gefühle erweckten. Allein ich wagte doch nicht die Vermittlung der Redaktion zu benutzen; so begnügte ich mich damit, die Gedichte auswendig zu lernen und sie auf meinen stillen Spaziergängen vor mich hin zu rezitieren. An einem schönen Tag sass ich mit meinen Eltern in einer ländlichen Gartenwirtschaft; da trat ein junger Mann heran und fragte, ob der Platz mir gegenüber noch frei wäre. Es war kein schüchterner Jüngling, sonst hätte er nicht ausgerechnet an unserem Tische Platz nehmen wollen, da es doch noch andere, freiere Plätze gab. Und er war so keck zu sagen, man dürfe einem schönen Mädchenantlitz nie ausweichen! Ich glaube, ich bin etwas rot geworden; aber weil es wirklich ein hübscher Mann war, nahm ich ihm diese Keckheit nicht übel. Trotzdem wollte ich zeigen, dass mich die Natur mehr interessiere als seine Person, und zum Himmel emporblickend rief ich aus: «Oh, ist das ein herrlicher Sonntag!» Und in meiner Begeisterung rezitierte ich eine Strophe aus dem jüngst erschienenen Gedicht von „Werner“. Da geschah etwas Seltsames. Der junge Mann schrie heftig: «Was?» und starrte mich mit den Augen so gross an, als wollte er mich im nächsten Augenblick verschlingen. Ich begriff sein Benehmen nicht, und mit unterdrücktem Aerger fragte ich: „Finden Sie etwa das Gedicht nicht schön?“ Kühl gab er zu-

rück: „Doch! Doch!“ Ich merkte wohl, etwas musste den jungen Mann beim Anhören des Gedichtes eigenartig berührt haben. Ich fuhr fort: „Das Gedicht stammt vom Dichter ‚Werner‘ ...“ Ein ganz flüchtiges Lächeln glitt über seine Züge, die nachher sofort steinkühl wurden. „Ich weiss, ich weiss!“

„Kennen Sie etwa den Verfasser?“ fragte ich. Ein kurzes, hartklingendes Lachen kam aus seinem Munde. „Ob ich ihn kenne? Natürlich kenne ich ihn!“ Warum das „natürlich“ sein sollte, begriff ich nicht. Wir schwiegen. Nach einer Weile wagte ich die Bitte: „Würden Sie vielleicht so freundlich sein und den Dichter Werner, wenn er doch Ihr Freund zu sein scheint, veranlassen, mir ein Autogramm zu senden? Hier ist meine Adresse.“ Damit übergab ich ihm mein Visitkärtchen. Er nahm es, las aufmerksam meine Adresse und murmelte verärgert: „Ja, ja, zu solchen Missionen ist man noch gut genug. Dichter, die man von Angesicht nicht kennt, die werden angehimmelt, aber unser-einer —“ er brach jäh ab. Da war mir plötzlich, der junge Mann sei eifersüchtig. Ich betrachtete ihn näher und fand ihn recht hübsch; wie um ihn aufzuheitern sah ich ihm etwas mehr, als schicklich gewesen wäre, in die Augen und sprach: „Was ist schliesslich dabei? Ich liebe seine Gedichte und das Sammeln von Autogrammen ist grosse Mode; warum soll ich sie nicht auch mitmachen?“ Nun sahen seine Augen mich so eigentümlich an, dass ich meinen Blick senken musste. Und dann sprach er mit sanfter wohl lautender Stimme: „Fräulein Mathilde, ich werde Ihnen das Autogramm verschaffen.“ —

Nun unterbrachen Rosa und Marta die Erzählung. «Mich hätte in diesem Fall der junge Mann mehr interessiert als das Autogramm», sagte Rosa; und Marta fragte: «Hast du übrigens das Autogramm erhalten?»

«Mehr als das!» versetzte Mathilde mit leuchtenden Blicken; «einen vierseitigen Brief erhielt ich!»

«Was? Sogar einen Brief?» staunten die beiden Freundinnen.

«Natürlich, er musste mir doch erklären, wie es ihn herzlich und wunderbar gefreut habe, dass ich ihm die erste Strophe seines Gedichtes vorsprach, das hätte ein herrliches Glücksgefühl in ihm ausgelöst.»

«Aber du hast doch den Dichter gar nicht gesehen, noch weniger mit ihm gesprochen —» unterbrach Rosa.

«O ihr Närrchen, merkt ihr denn gar nichts? Jener junge Mann in der Gartenwirtschaft war ja

der Dichter selber. Allerdings heisst er nicht „Werner ...“, denn es ist niemand anders, als mein jetziger Mann. Begreift ihr nun, warum ich heute noch nur Gedichte lese?»

Mathilde schwieg, und auch die beiden Freundinnen fanden vorerst vor Ueberraschung keine Worte. Dann brachen sie fröhlich aus: «Du bist ein Glückskind, Mathilde; jetzt verstehen wir deine Vorliebe für Gedichte.» Und Rosa fügte bei: «Ich glaube, wenn ich noch ledig wäre, würde ich mich auch auf das Lesen von Gedichten verlegen.» Mathilde lächelte: «Seid doch zufrieden, dass ihr auch ohne Gedichte zu einem Mann gekommen seid.» Und die beiden Freundinnen stimmten lachend zu, und alle drei liessen sich weiter den aromatischen Mokka wohl schmecken.

Josef Wiss-Stäheli

Gleichnis

Von Otto Zinniker

Martin Schoch, Staatsbeamter mit Pensionsberechtigung, lebte von jeher mehr in einer gehobenen Traumwelt als in der gemeinen Wirklichkeit. Tagsüber versah er mit peinlicher Gewissenhaftigkeit seinen Dienst als Adjunkt der kantonalen Bauverwaltung, abends aber lag er in seiner Wohnung ebenso fleissig dem Studium aller schönen Dinge ob. Er versenkte sich in die Geschichte der Völker und ihrer Kulturen, holte sich Aufschlüsse bei den Philosophen, hielt sich die alten Sprachen lebendig, suchte Trost in der Dichtung und hörte zur Krönung des Tages gerne eine Sonate von Mozart, Beethoven oder Haydn an, die er sich auf dem Grammophon vorspielen liess. Seine Wohnung umfasste nur zwei Räume, eine Schlafstube und ein hücherumstelltes Arbeitszimmer, die ihm eine verlässliche Stundenfrau in Ordnung hielt. Martin Schoch war Junggeselle.

Die Beschaffenheit seines Charakters brachte es mit sich, dass er von seinen Amtskollegen ein wenig belächelt und über die Schulter schief angesehen wurde. Sein übermässiges Verlangen nach Alleingängerei, sein Fernbleiben von jeder Stammesgeselligkeit, seine Verachtung des oberflächlichen Menschen, dieser Fabrikware der Natur, und seine ängstliche Sorge um eine würdige Verwendung seiner Freizeit trugen ihm mehr versteckte Gegnerschaft als Zuneigung ein. Aber alle diese Züge verschwanden wie leichte Sommerwolken vor der strahlenden Sonne seiner Herzens-

güte. Er übte Mildtätigkeit in einem für seine Verhältnisse ungewöhnlichen Grade und war sorgfältig darauf bedacht, dass kein Laut davon an die Öffentlichkeit drang. Keine Gelegenheit zur Linderung fremder Not liess er vorübergehen; ja er scheute selbst grössere Opfer nicht, wenn es einem armen Teufel zu helfen galt. Unter seiner wortkargen Aussenseite verbarg sich ein edles, wohlwollendes Wesen. Obwohl es ihm an Bekanntschaften mit dem andern Geschlecht nie gefehlt hatte, alterte er doch unbeweibt in den Sommer seines Daseins hinein. Er betrieb das Junggesellentum nicht etwa aus Eigenbrötelei und Verschrobenheit; er hoffte im Gegenteil immer noch darauf, dass einmal diejenige kommen werde, die in ihm nicht den Mann mit gesicherter Existenz, sondern den inwendigen Menschen suchen würde. Ja, er wartete. Er wartete mit Geduld und Ruhe und liess es sich keineswegs verdriessen, wenn er deswegen als Zielscheibe freundschaftlicher Hänseleien dienen musste. Einem Spötter erteilte er einmal die vielsagende Antwort: «Die Einsamkeit ist meine Geliebte. Die betrügt mich nicht.»

Kurz nach seinem Eintritt ins fünfte Lebensjahrzehnt begegnete ihm ein Wunder. Es geschah in den Tagen zwischen Weihnachten und Neujahr. Draussen lag tiefer, feiner Schnee, wie ihn die grossen und kleinen Kinder nicht besser wünschen konnten. Dächer, Zäune und die still ausgebreiteten Aeste der Bäume trugen andächtig die weiche, flimmernde Last. Feierliches Schweigen ging durch die Welt, und ein harter Frost griff tief in die Erde, wo alle Wurzelfasern schliefen. Eines Morgens entdeckte Martin Schoch am Fenster seiner Arbeitsstube ein Farbenspiel von warmer Pracht, das sich vom reglosen Weiss der Aussenwelt lebendig abhob. Es war ein Schmetterling mit ausgebreiteten Schwingen, der während der Nacht aus der Puppe geschlüpft sein musste und jetzt am Tüllvorhang lichtsuchend zur Höhe strebte: Eine Laune der Natur, ein verfrühter oder verspäteter Gruss des Sommers.

Der Staatsangestellte, der eben seine Wohnung verlassen wollte, betrachtete den zarten Bau, die hauchzarte Zeichnung der Flügel, die spinnwebdünnen Beine und Fühler der verirrtten Kreatur mit verzückten Augen. Er stellte sich vor, wie die unansehnliche Raupe in die Stube gekrochen und in einem Blumentopf Unterschlupf gefunden haben mochte. Und ebenso malte er sich aus, wie sich die Raupe verpuppte und sich unter der schützenden Hülle langsam in jenes Wesen verwandelte,